

Die Verschleppung

Von Andreas Daniel

Aus dem Heimatbuch Hamruden „... was wir lieben ist geblieben....“

De Kurz nach Neujahr 1945 kamen bei den Sachsen Gerüchte über eine Bevorstehende Deportation auf. Die Geheimhaltung dieses Vorhabens war beinahe perfekt, und doch muß irgendwo bei den Geheimsträgern eine undichte Stelle gewesen sein, denn zwischen dem 8. und 13. Januar verstärkten sich diese Gerüchte. Viele wollten es zwar gar nicht glauben, doch andere glaubten es schon und begannen in fieberhafter Eile, sich auf diese Katastrophe vorzubereiten. In aller Heimlichkeit wurden Holzkoffer, Rucksäcke, warme Kleidung

Und Schuhzeug bereitgehalten, sowie auch Speck, Brot und andere haltbare Lebensmittel. Es wurde hin und her gemunkelt, wen es wohl beträfe, - ob es sich wohl um alle oder nur um einen Teil der Bevölkerung handeln würde. Aus gut unterrichteten Quellen, von Rumänen, die den Sachsen nicht schlecht gesinnt waren, sickerte schließlich die Nachricht durch, daß alle Männer vom 17. bis zum 45. Lebensjahr und Frauen vom 18. bis zum 35. Lebensjahr nach Russland verschleppt werden sollten. Den genauen Tag des Abtransports aber kannte niemand, bis zum 13. Januar, wo im letzten Moment nur sehr wenige erfuhren, daß es am nächsten Tag losgehen sollte. Dieser unglückliche 14. Januar 1945 brach an mit einem düsteren, nebligen Wintermorgen. Die Leute waren kaum aufgestanden, da sah man die Meute von Rumänen und Zigeunern, mit Knüppeln und anderem Schlagwerkzeug bewehrt und unterstützt von der örtlichen Gendarmerie, durch das Dorf jagen. Jeder von ihnen hatte den Auftrag, einen bestimmten Sachsen zu verständigen, daß er sich binnen zwei Stunden in der Sammelstelle im rumänischen Gemeindesaal einzufinden habe.

Zwischenzeitlich mußte jeder Häscher „seinen“ Sachsen bewachen, um ihn an einer Flucht zu hindern. In dieser knapp bemessenen Frist konnten indes auch die, welche nicht im voraus gepackt hatten, es mit dem Packen noch schaffen. Es gab keine besonderen Zwischenfälle, die Leute mußten sich eben in ihr Schicksal fügen. An Flucht dachte man im allgemeinen auch nicht, denn ältere Leute und Kinder blieben zu Hause und konnten nach dem Grundsatz der Sippenhaft Repressalien ausgesetzt oder sogar an Stelle der Geflüchteten ausgehoben werden, wie es in einzelnen Fällen leider auch vorgekommen ist. Mittags war es dann soweit. Ochsen und Kuhgespanne wurden bereitgestellt, das Gepäck wurde verladen. Schweren Herzens und mit vielen Tränen nahm man Abschied von den zurückbleibenden Familienangehörigen, - Eltern, Kindern oder Ehegatten. Es gab sogar Fälle, wo beide Ehegatten ausgehoben wurden und die kleinen Kinder bei den Großeltern zurückbleiben mußten. Von Hamruden ging der Treck nach Reps zur Kreissammelstelle. Hier wurden Frauen und Männer in getrennten Unterkünften unter militärischer Bewachung untergebracht. Die Frauen kamen in die rumänische Schule, während die Männer im rumänischen Saal eingesperrt wurden, wo auch die Leute aus den anderen Dörfern gesammelt wurden.

An diesem 14. Januar sind aus Hamruden 36 Personen (24 Frauen und 12 Männer) ausgehoben worden. Alle kamen sie ins Donezbecken, in das Lager Petrowka. Ebenfalls aus Hamruden, aber etwa 2 Wochen später, wurden weitere 2 Frauen und 2 Männer (über und unter der offiziellen Altersgrenze) zusätzlich ausgehoben, die dann ins Lager Makejewka deportiert wurden.

19 Hamrudner Männer, die sich zur Zeit der Aushebung an anderen Orten Siebenbürgens aufhielten, wurden in ihren jeweiligen Aufenthaltsorten aufgegriffen und in verschiedene andere Lager deportiert. Insgesamt waren somit 59 Hamrudnerinnen und Hamrudner von der Verschleppung betroffen.

Doch nun wenden wir uns wieder denjenigen zu, die nach Reps ins Sammellager gebracht wurden. Der Aufenthalt dauerte hier 6 Tage. Am zweiten Tag kam auch russisches Militär in Reps an. Wir wurden laut Listen und Zählung von den rumänischen Bewachern an die Russen übergeben. An einem der Tage kam auch eine ärztliche Kommission. Die Kranken oder Arbeitsunfähigen konnten sich dabei melden. Nach einer Untersuchung wurden auch tatsächlich schwerkrank oder arbeitsunfähige Leute nach Hause entlassen. Die Russen hatten offensichtlich kein Interesse daran, solche Leute zu übernehmen, denn sie brauchten Arbeiter. Die sechs Tage in Reps vergingen; man bekam die ersten russischen Ausdrücke mit, wie etwa „dawaj, dawaj“. Man schlief (für die meisten das erste Mal) auf bloßem Fußboden, der mit wenig Stroh bedeckt war. Man war noch gut genährt und in der Hoffnung, zum Kriegsende, welches nun auch nicht mehr weit entfernt sein konnte, entlassen zu werden. (Es sollten leider 5 Jahre werden.) Nun kam der Tag der Einwaggonierung. Wir wurden zum Bahnhof geschafft und da standen schon die leeren Güterwagen bereit. Wir wurden, je 40 Personen mit ihrem Gepäck, in je einen Waggon gepfercht, wo wir immerhin auch ein wenig Stroh vorfanden. Abends wurden wir von den Russen nochmals gezählt und irgendwann in der Nacht kam der Transportzug ins Rollen, Richtung Rußland. In Kronstadt wurden noch weitere Waggons mit Deportierten an unseren Zug angehängt und weiter

ging es in eine unbestimmte Zukunft. Während der Fahrt wurden wir zweimal täglich, in der Früh und am Abend, von den russischen Wachposten gezählt. Das ging so vor sich: zwei oder drei Wachposten stiegen ein und befahlen den Gefangenen, sich alle auf eine Längsseite des Waggons zu begeben. Während der Zählung mußte dann jeder Einzelne am Wachposten vorbei auf die andere Seite des Waggons gehen. Dabei wurde laut gezählt, und auf diese Weise konnten wir in ein Paar Tagen auf russisch bis 40 zählen. In Râmnicul Sârat angekommen, hieß es plötzlich: „Alle Leute mit sämtlichem Gepäck aus den Waggons raus, es wird umgestiegen“. Da standen auf dem Nebengleis auch schon die großen russischen achtzigtonner Güterwagen für unsere Aufnahme bereit. Beim Umsteigen wurden Männer und Frauen nicht mehr gesondert verladen. Jeder stieg ein, wo er konnte, oder besser gesagt, wo er von den Wachposten hingeschoben wurde. Waren 80 Personen im Waggon, wurde die Tür von außen verriegelt und jeder drängte sich mit seinem Gepäck, um eine geeignete Lagerstatt zu finden. Da waren 80 Frauen und Männer im selben Waggon. Die Frauen gruppierten sich, wenn möglich, auf eine Seite des Wagens, die Männer auf die andere. Über die Ausstattung der Güterwagen ist nicht viel zu berichten. In jedem der achtzigtonner Güterwagen standen zwei sogenannte Kanonenöfen mit ein wenig Kohle. Es gab keine Pritschen und kein Stroh. Bei den Türen waren im Boden des Waggons zwei Löcher vorhanden, wo alle 80 Personen - Männer wie Frauen - ihre Notdurft verrichten mußten. So bekamen wir zum ersten Mal die wahren russischen Verhältnisse zu spüren.

Aus den Waggons durften die Leute nun die ganze Transportzeit über nicht mehr raus, außer Täglich zwei Personen, die Wasser holen mußten. Dieser Zustand sollte bis zu unserer Ankunft am Zielort, also ganze zwei Wochen dauern. Die Russen hatten auch herausbekommen, daß die meisten Leute noch von zu Hause reichlich mit Lebensmitteln versorgt waren und so gab es die ganze Transportzeit über keine Verpflegung. Trotzdem hungerte noch niemand. Die „Specksachsen“ hatten ja noch Reserven. Das Schrecklichste bei dieser Fahrt war jedoch der kalte russische Winter. Wenn die wenige Kohle verbrannt war, dauerte es manchmal zwei, drei Tage, bis die Wachmannschaft uns wieder ein paar Brocken Kohle in den Wagon warf. Die Leute froren; aus Platzmangel konnte man sich kaum bewegen. Man kauerte auf seinem Koffer, mit den übrigen eng zusammengedrängt, in der Hoffnung, daß so bald wie möglich ein Ende nähme. Dann endlich war es soweit: unser Transportzug wurde irgendwo auf eine Werkstrecke geschoben. Die Waggontüren wurden geöffnet und unter „dawaj, dawaj“ mußten wir aussteigen.. Unser erster Anblick beim Aussteigen waren riesige Schutthalden und Fördertürme Wo befinden wir uns? Was wird da gefördert? Der größte Teil unserer Leute hatte so eine Gegend noch nie zu Gesicht bekommen. Im Laufe des Tages, durch Fragen bei russischen Zivilisten und der Wachmannschaft, stellte es sich heraus, wir befänden uns im Donezbecken, in Petrowka.

Lagerdasein und Zwangsarbeit

Im Lager angekommen, wurden Frauen und Männer in gesonderte Baracken zur Unterkunft eingeteilt. Die Zimmer in den Baracken waren kahl, bloß mit einem gemauerten Ofen und Doppelpritschen ausgestattet. In jedem Raum wurden 25 bis 30 Leute untergebracht.

Beim Schlafen auf den Pritschen waren wir Mann an Mann, wie die Heringe zusammengedrängt. Strohsäcke oder andere Bettwäsche gab es nicht. Wer von zu Hause keine Decke hatte mußte eben so schlafen. Für jede Baracke wurde ein „Kommandant“ aus den Reihen der Gefangenen ernannt, nebst einem russischen Offizier, der den Oberbefehl innehatte. Die Befehle der beiden mußten strengstens befolgt werden. Nach etwa 4 oder 5 Tagen wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Die meisten Männer, aber auch viele Frauen, mußten unterteage im Schacht arbeiten: Für gewesene Bauern, Handwerker oder Angestellte, die bis zu der Zeit noch nie einen Schacht gesehen hatten, eine schreckliche Sache... Andere wiederum mußten auf Baustellen, in Gärtnereien, (einige Handwerker auch in Werkstätten) arbeiten, oder elektrische Freileitungen sowie auch Telefonleitungen wieder aufbauen. Für die, welche im Winter im Freien arbeiten mußten, war die Kälte der größte Feind, während die, die unterteage im Schacht schafften, eine ungewohnte und schwere Arbeit zu verrichten hatten. Man bedenke: ein Mann, der direkt vor Ort Kohle abbaute, wo das Flöz (die Kohlenschicht) 60-90 cm dick war, konnte sich 8 Stunden lang nicht einmal gerade aufrichten, von Stehen ganz zu schweigen. Da wurde auf den Knien oder liegend gearbeitet. Man arbeitete mit Russen zusammen, und die forderten das Soll (die „Norm“)

pro Schicht. Die Frauen, die untertage arbeiteten, waren auch nicht besser dran: sie mußten die schweren Loren mit der Kohle entweder bis zum Bremsberg schieben und an die Elektroloks kuppeln, oder in den Lift schieben. Oftmals entgleisten die Loren. Dann waren sie gezwungen, sie mit viel Kraftaufwand zu heben, um sie wieder auf die Gleise zu stellen. Keine leichte Sache für Frauen. Die Arbeitsbedingungen unter Tage waren damals so primitiv, daß sich ein jetziger Bergmann so etwas nicht mal vorstellen kann. Von Mechanisierung konnte fast gar keine Rede sein, - beinahe alles wurde mit menschlicher Muskelkraft geschafft. Und das eben Gesagte ist nur ein winziger Ausschnitt von dem, was unsere Leute untertage zu leisten und zu erdulden hatten. An die schwere Arbeit hätte man sich mit der Zeit trotz alledem noch gewöhnt, wenn nicht die Verpflegung das größte Problem gewesen wäre. Das Essen im Lager war qualitativ unter aller Kritik, für heutige Vorstellungen geradezu undenkbar. Das einzige, was man noch als Lebensmittel bezeichnen konnte, war das Brot. Von dem sollten die, die über Tage arbeiteten, 700 g und die Bergleute 1.200 g täglich bekommen. Bei dem hohen Wassergehalt war jedoch erstens mal der Nährwert, der durch die Trockensubstanz bestimmt wird, natürlich viel geringer als bei einem ordnungsgemäß ausgebackenen Brot, und zweitens hat das Gewicht nie gestimmt, denn es wurde viel zu viel von der russischen Lagerverwaltung gestohlen. Außer dem Brot gab es noch dreimal täglich eine sogenannte Suppe, wo bloß ein paar sauere Krautblätter oder zur Abwechslung mal sauere Gurken oder eingesäuerte grüne Tomaten drin schwammen. Sowas hätten wir zu Hause nicht einmal den Schweinen verabreicht.

Eine andere Plage waren die Läuse und Wanzen. Obwohl die Kleider fast wöchentlich zur Entlausung gebracht wurden, konnten wir der Ungezieferplage in den ersten zwei Jahren nicht Herr werden. Die Wanzen wurden wir die ganzen fünf Jahre über nicht los.

Da ist es nicht verwunderlich, daß in den ersten zwei Jahren fast ein Drittel der Lagerinsassen an Typhus, Ruhr, Malaria und anderem erkrankt oder sogar gestorben sind. Der größte Teil der Leute glich einer Art „wandelnder Leichen“, weil sie aus den obererwähnten Gründen unterernährt waren. Der einfache Gefangene hatte nicht, wo er sich über die unzureichende Verpflegung beschweren sollte, denn die Kompaniechefs oder Kommandanten, wie wir sie nannten, bekamen von russischen Offizieren und der Lagerverwaltung auch ihren Teil von der Beute, also den unterschlagenen Lebensmitteln, ab.

In diesem Zusammenhang soll es nicht unerwähnt bleiben, daß es unter jenen, die als Kommandanten oder Dolmetscher fungierten, auch besonders schwarze Schafe gab, ja man könnte sie geradezu als „Schweinehunde“ bezeichnen. Nicht genug damit, daß sie durch ihre Stellung privilegiert waren und keinen Hunger leiden mußten, ließen sie sich von den russischen Offizieren bereitwillig als deren Werkzeuge mißbrauchen, wohl eben um in diesen Vorzugsstellungen bleiben zu können. Sie schwärzten „ihre“ Leute bei den Russen an, mißhandelten und schlugen sie sogar, wozu die Russen selber sich nie herabließen. Aber diese Kreaturen ließen sie gewähren, wahrscheinlich gerade damit sie ihnen die „Drecksarbeit“ abnahmen. Einer von diesen war ein Barackenkommandant namens Schwachhofer. Der hat die Leute viel gequält, und im Lager ging er nur mit der Reitpeitsche herum. Es gab auch noch andere von dieser Sorte, aber es wäre müßig, sie alle namentlich zu erwähnen. Bloß einer muß noch genannt werden, der sich geradezu kriminell benommen hat: der Stabsarzt Dr. Klausen. Dieser Mann hat viele kranke Leute auf dem Gewissen. Er beschimpfte sie als „Simulant“, brüllte sie an und trieb sie zur Arbeit, auch wenn sie manchmal kaum noch bis zum Lagertor gehen konnten...

Ab dem Sommer 1947 hat sich die Lage im Lager, wie mir später bekannt wurde, einigermaßen gebessert. Man ging frei und ohne Bewachung zur Arbeit, an die man sich mit der Zeit gewöhnt hatte. Dadurch verdiente man auch besser und konnte sich auf dem Basar noch zusätzlich Lebensmittel kaufen. Übrigens wurde das Essen im Lager auch bedeutend besser. Es ist denkbar, daß die Russen sich überlegt haben, daß sie keine so billigen Arbeitskräfte mehr kriegten, wenn sie diese verhungern ließen. Und wir sollten doch aufbauen, was im Krieg zerstört worden war.

Über die Zustände in Petrowka nach 1946 kann ich allerdings nicht mehr aus eigener Erfahrung berichten, weil ich zu dieser Zeit schon auf eigene Faust versucht hatte, meinen Aufenthalt in Stalins Reich zu verkürzen, wie in dem Buch „Hamruden“ geschildert wird.